

Gehört Großbritannien zu Europa?

Von Emile Chabal und
Stephan Malinowski

Vor etwa 8200 Jahren, so heißt es, überfluteten gewaltige Tsunamiwellen in der Nordsee das sogenannte Doggerland, eine Landmasse, die das heutige Großbritannien mit dem europäischen Kontinent verband. In den Fluten versank ein Siedlungsraum, den Paläogeologen als prähistorisches »Herz Europas« bezeichnet haben. Durch einen Anstieg der Meeresspiegel wurde das heutige Großbritannien endgültig vom europäischen Kontinent getrennt und zur Insel.

Geografisch hat sich daran bis heute nichts geändert. Komplizierter ist die Frage, ob und wie die Inseln politisch, kulturell und ökonomisch ein Teil Europas sind. Selbst der noch immer anhaltende Siegestaumel der britischen Konservativen kann nicht davon ablenken, dass Großbritannien mit zwei dramatischen Entwicklungen konfrontiert ist, die das nationale Selbstverständnis in Frage stellen.

Die erste resultiert aus dem atemberaubenden Erfolg des schottischen Nationalismus. Während das Referendum zur Abspaltung Schottlands 2014 noch mit 55,3 gegen 44,7 Prozent der Stimmen scheiterte, triumphierte die Scottish National Party bei den letzten Unterhauswahlen: Sie radierte die Sozialisten praktisch von der politischen Landkarte Schottlands und eroberte 56 von 59 Wahlkreisen. Auf absehbare Zeit werden die beiden großen Parteien mit regional scharf divergierenden Wahlergebnissen und einer rasant an Kraft gewinnenden schottischen Unab-

hängigkeitsbewegung kalkulieren, planen und Politik machen müssen.

Auch was das Verhältnis zur EU und zum Euro angeht, ist Großbritannien tief gespalten. Dass die europafeindliche United Kingdom Independence Party (UKIP) bei den letzten Wahlen 3,8 Millionen (12,6 Prozent) Stimmen gewinnen konnte, zeigt, wie stark europaskeptische Haltungen in Großbritannien verwurzelt sind. Befeuert durch das für 2016 angekündigte Referendum über den Verbleib Großbritanniens in der Union ist mittlerweile die vermutlich hitzigste Debatte über Großbritanniens Platz in Europa entbrannt, die es je gab.

Historians for Britain

Dabei haben auch Fachhistoriker dezidiert Position bezogen. Besonders bemerkenswert sind die Aktivitäten einer Vereinigung, die sich »Historians for Britain« nennt.¹ Die Gruppe forderte schon im Juli 2013 in einem offenen Brief in der *Times* Neuverhandlungen über die britischen Beziehungen mit der Europäischen Union.² Der Aufruf war von 22 britischen Historikern unterzeichnet, erlangte seinerzeit jedoch keine größere Aufmerksamkeit. Mittlerweile wird die Historikerformation jedoch von einer einflussreichen Wirtschaftslobby, der EU-feindlichen »Business for Britain«, unterstützt.

Ein Ergebnis der Zusammenarbeit zwischen der Businesslobby und ihren historischen Beratern ist ein Artikel des Cambridge-Historikers David Abulafia, eines

1 www.historiansforbritain.org

2 www.thetimes.co.uk/tto/opinion/letters/article3806295.ece

renommierten Spezialisten für die vormoderne Geschichte des Mittelmeerraums. Abulafia war bereits mehrfach als sichtbarste Figur der »Historians for Britain« hervorgetreten. Der Text unter dem griffigen Titel *Britain: apart from or a part of Europe?* erschien im Mai 2015 in dem populären Geschichtsmagazin *History Today*.³ Symbolschwer platziert unter einem überdimensionierten Foto, das Planungen alliierter Luftwaffenoffiziere zur Bombardierung Nazideutschlands von ostenglischen Stützpunkten aus zeigt, bietet Abulafia einen Parademarsch jener euroskeptischen Ideen, die das intellektuelle Herz der »Historians for Britain« bilden.

Der Text entwirft ein historisches Narrativ, das die politische Forderung nach einem britischen Sonderstatus in Europa aus der Historie ableitet: »Unser Ziel ist zu zeigen, wie sich das Vereinigte Königreich in einer von seinen kontinentalen Nachbarn deutlich unterscheidbaren Weise entwickelt hat.« Zu diesem Zweck entwickelt Abulafia drei Kernargumente, die zeigen sollen, dass Großbritannien Partner, nicht aber Teil Europas sei.

Erstens bescheinigt der Text Großbritannien »einen Grad an Kontinuität, der in Kontinentaleuropa ohne Parallele ist«, was sich aus »Prinzipien der politischen Führung ergebe, die ihre Wurzeln im 13. Jahrhundert oder früher« haben, so wie in »alten Institutionen«, wie etwa dem britischen Parlament und den britischen Universitäten. Zweitens verweist das Manifest darauf, dass Großbritannien der politische Extremismus erspart

geblieben sei, der viele europäische Länder zerrüttet hat, da das politische Wesen Großbritanniens »milder« als in den größeren europäischen Ländern gewesen sei. So hätten die das 20. Jahrhundert dominierenden Ideologien (Kommunismus, Faschismus, Antisemitismus) im Land niemals Wurzeln geschlagen. Drittens verleiht Abulafia seiner Behauptung von der britischen Einzigartigkeit einen globalen Spin, indem er auf die britische Herrschaft in entlegenen Weltteilen verweist. Und so wie große Teile britischer Geschichte fern von Europa verliefen, wird auch, wie hier suggeriert wird, ein wichtiger Teil der britischen Zukunft außerhalb von Europa entschieden werden. Zusammengezogen sollen diese drei Wesenszüge britischer Geschichte »den unverwechselbaren Charakter des Vereinigten Königreichs widerspiegeln, verwurzelt in einer seit dem Mittelalter weitgehend ununterbrochenen Geschichte«.

Anders als 2013 ließ die Reaktion in diesem Fall nicht auf sich warten. Ein offener Brief an *History Today*, unterzeichnet von über 200 Historikern und neben ein Dürer-Bildnis von Erasmus gesetzt, spießte die historischen Ungenauigkeiten, Verzerrungen und Auslassungen in Abulafias Text auf.⁴ Eine Gruppe von Historikern gab daraufhin die Gründung einer Gegenformation professioneller Historiker bekannt, die sich »Historians for History« nennt.⁵ Die nationale Presse Großbritanniens widmete der Auseinandersetzung einigen Raum.

3 www.historytoday.com/david-abulafia/britain-apart-or-part-europe

4 www.historytoday.com/various-authors/fog-channel-historians-isolated

5 www.historiansforhistory.wordpress.com

Bislang konzentrierten sich Abulafias Gegner fast ausschließlich darauf, auf die sachlichen Fehler und Vereinfachungen im Text hinzuweisen. Überdies widmete sich die bisherige Kritik vorwiegend Argumenten, die das Mittelalter und die Frühe Neuzeit betreffen. Es gibt jedoch gute Gründe, nicht nur empirische Details, sondern auch die Grundannahmen der selbstgefälligen Kampfschrift zu kritisieren und sich dabei explizit auf die Geschichte der Moderne zu berufen.

Der Mythos von der britischen Kontinuität

Eine der prominentesten Thesen des Manifests ist die Behauptung, das heutige Großbritannien sei aus einer »ununterbrochenen Geschichte« hervorgegangen. Was die jüngere Geschichte angeht, so ist diese Sichtweise nicht ganz verkehrt. Seit dem späten 18. Jahrhundert macht die Abwesenheit von vollentwickelten politischen Revolutionen und das Fehlen der Erfahrung feindlicher Besetzung Großbritanniens zu einem ungewöhnlichen Fall. Selbst dort, wo das Land militärisch intervenierte, geschah dies in fremden Ländern und Weltgegenden.

Die Schlachten von Ypern oder Gallipoli bedrohten die britischen Kernlande ebenso wenig wie die Kolonialschlachten von Delhi, Mafeking oder Omdurman. Nie waren die Briten der Erniedrigung durch Besetzung und feindliche »Diktate« ausgesetzt. In der britischen Geschichte findet sich kein Pendant zum Zivilisations- und Völker zerschneidenden revolutionären Furor der Jakobiner, zu der Neuerfindung politischer und sozialer Eliten unter Napoleon, den gigan-

tischen Mordwellen der Bolschewisten, den Völkermorden und dem rassistischen Transformationseifer der Nationalsozialisten. Im Blick auf diese Elemente ist den »Historians for Britain« nicht zu widersprechen. Großbritannien hat, gemessen an diesen kontinentaleuropäischen Extremen, einen ungewöhnlich stabilen Weg ins 21. Jahrhundert zurückgelegt.

Diese Form der Stabilität hat ein anderes zentrales Merkmal britischer Geschichte ermöglicht, das den »Historians for Britain« entgangen sein muss – die ungebrochene Reproduktion der britischen Eliten. Die tatsächliche Tradition und Festigkeit der eigenen Privilegien mit einer vermeintlich ungebrochenen Geschichte eines ganzen Landes zu verwechseln, ist so erstaunlich wie weit verbreitet. Durch Institutionen wie die Westminster School, Eton, Cambridge und Oxford sowie ein unvergleichlich kohäsives System der Elitenpatronage in der City und im Raum des Empire ist den britischen Machteliten die erfolgreiche Verteidigung ihrer Positionen auch dort gelungen, wo andere scheiterten.

In Deutschland wurden die Eliten im 20. Jahrhundert von der Hyperinflation, zwei verlorenen Weltkriegen und dem Rassenideologien folgenden Bauplan des »Dritten Reichs« ebenso herausgefordert wie durch die Spaltung des Landes und die eigenwillige Agenda der DDR. Frankreichs Eliten wurden mehrfach ins Exil getrieben, von revolutionären und radikalen Umbrüchen fraktioniert, mit Verfolgungen und Säuberungen von der Französischen Revolution über Vichy bis zu den Verwerfungen des Algerienkriegs konfrontiert. In Osteuropa wurden praktisch alle denkbaren Elitengruppen so-

wohl durch die nationalsozialistische Vernichtungspolitik als auch durch den Würgegriff kommunistischer Regime verfolgt, bedroht und zerbrochen. Die britischen Eliten haben niemals etwas wie die Massaker von Katyn im Jahre 1940 erlebt; selten, und im britischen Kernland nie, mussten sie als Gruppe um ihren Bestand oder ihr Leben fürchten.

Die bemerkenswerte Fähigkeit der britischen Elite, sich selbst und die sie tragenden Institutionen zu erhalten, hat sowohl ein Narrativ der Kontinuität geschaffen als auch jede Kritik in den Bereich des Unhörbaren verdrängt. Die Fortführung der Tradition, ob in den holzgetäfelten Speisesälen der Oxforder Colleges oder im House of Lords, wird im Königreich weiterhin gefeiert und erhält nicht annähernd die kritische Aufmerksamkeit wie in anderen Ländern. So etwa gibt es schlicht kein britisches Äquivalent für Pierre Bourdieus Vivisektion von Frankreichs höheren Bildungsinstitutionen oder zu den Bücherregalen voller populärer Titel über die Strangulierung der amerikanischen Demokratie durch die Elitenproduktion an den Ivy-League-Universitäten. Selbst für die kontinuierliche empirische Kritik an der Versteinerung sozialer Ungleichheit, wie sie in Deutschland etwa von Michael Hartmann und Hans-Ulrich Wehler formuliert wurde, lässt sich im Königreich schwer ein Pendant erkennen.

Den Kern des Manifests der »Historians for Britain« – und des britischen Euroskeptizismus insgesamt – bildet nicht die grandiose Geschichte nationaler Kontinuität und Stabilität, sondern die erheblich schmalere Erzählung der britischen Elitenreproduktion. Für die Angehörigen der britischen Unterschichten, die von der

Industriellen Revolution erfasst wurden, für die Städte, Viertel und Zonen der britischen Arbeiterklasse, die als Folge dieser Revolution entstanden, die von der De-Industrialisierung verwüstet oder erneut umgeformt wurden, hat das Hohe Lied der Kontinuität hingegen einen hohlen Klang. Jeder flüchtige Blick in die historischen Register zeigt, dass die große Mehrheit der Bewohner der britischen Inseln oder des britischen Empire von einer »ununterbrochenen« Geschichte nichts zu berichten wüssten.

Die Radikalität, mit der die Industrielle Revolution die britische Gesellschaft verwandelte, lässt sich in jeder Einführung zur Geschichte des 19. Jahrhunderts nachvollziehen. Dazu gehören neue Formen des Managements, der Zeitdisziplin, der Organisation von Herrschaft und eine Neuordnung städtischer und ländlicher Räume, deren tiefe Einschnitte Bauern, Arbeiter, Mittelschichten, Bürgertum und Adel gleichermaßen betrafen. Charles Dickens und Friedrich Engels wussten in der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht von Kontinuität, sondern von einer zerschmetterten Gesellschaft zu berichten.

Selbst auf den oberen Etagen der britischen Gesellschaft zeugt jeder nähere Blick von der dramatischen Transformation der letzten zwei Jahrhunderte. Den fassaden- und ornamentartigen Zeichen der Kontinuität zum Trotz sind die Funktion des Britischen Parlaments, die Position des Monarchen, die Macht der Medien, die Funktion der Universitäten, die Rolle der Banken oder die Ausbildung von Rechtsanwälten und Richtern heute kaum mehr das, was sie in den Tagen Pitts des Jüngeren waren. Angehörige der britischen Elite besuchen vielfach diesel-

ben Schulen wie ihre Väter und Vorväter und werden zweifellos in den Kontinuitätsmythen erzogen, die von den »Historians for Britain« tradiert werden. Doch die Stabilität, die Großbritannien dabei zugesprochen wird, war bereits vor zweihundert Jahren nicht real. Sie ist es auch heute nicht.

Splendid Isolation oder europäisches Engagement

Die zweite der drei Kernthesen im Manifest der »Historians for Britain« ist die Erzählung von der britischen Einzigartigkeit. Nun haben sich spätestens seit dem frühen 19. Jahrhundert alle Nationen als einzigartig imaginiert. Dies ist, vor allem im Zeitalter der Nationalstaatenbildung, ihre Natur.

Die Deutschen sahen sich in diversen Varianten als Wanderer auf einem deutschen Sonderweg. Die französische Selbstdarstellung imaginiert die alle und alles erobernde Republik, in Polen bietet unter anderem die Selbstdarstellung als Christus der Nationen Argumente zum Exzeptionalismus, und in Irland findet man die Auffassung, das Land könne mit keinem anderen verglichen werden, selbst unter heutigen Fachhistorikern.

Die »Historians for Britian« gehen dabei jedoch einen entscheidenden Schritt weiter. Sie versuchen, die Identität ihres Landes aus dessen angeblicher historischer Distanz zu Europa abzuleiten, weshalb sie verkünden, das Vereinigte Königreich sei zwar »stets ein Partner von Europa« gewesen, ohne allerdings »jemals daran vollständig beteiligt zu sein«.

Nun darf diese Aussage als durch ganze Forschergenerationen gründlich wider-

www.klett-cotta.de



Frans de Waal **Der Mensch, der Bonobo und die Zehn Gebote** Moral ist älter als Religion

Aus dem Amerikanischen von
Cathrine Hornung
365 Seiten, gebunden mit
Schutzumschlag, Tafelteil
€ 24,95 (D)
ISBN 978-3-608-98045-5



**Woher kommt die Moral?
Wie hilft sie uns dabei,
richtig zu handeln? De Waal
beantwortet Fragen rund
um Moral und Humanismus
mit Blick auf Primaten und
andere Tiere, die uns erstaunlich
nahestehen.**



Klett-Cotta

legt gelten. Die verwirrende Leichtigkeit, mit der sie durch eine Gruppe hochkarätiger Historiker dennoch neu aufgelegt werden kann, zeigt zum einen, wie wenig wissenschaftliche Standards zählen, sobald historisches Wissen zwischen politische Fronten gerät. Sie zeugt zum zweiten davon, wie sehr diese Sichtweise einer spezifisch britischen Interpretation europäischer Geschichte verhaftet bleibt. Allein die Verwendung des Begriffs »der Kontinent« zeugt von der Unfähigkeit, Großbritannien in einen europäischen Kontext zu stellen. An Oberschulen und Universitäten wird *British history* noch immer und fast überall als eigenständiges Fachgebiet unterrichtet, im Gegensatz zu *European, world*, oder (in Oxford) *general history*. Wo *imperial history* einem *standard course* zur britischen Geschichte hinzugefügt wird, ist damit die Geschichte des britischen Empire gemeint.

Dieser Provinzialismus hat sich in den letzten Jahren auch durch die wachsende Vorherrschaft der englischen Sprache und den scharfen Rückgang der Fremdsprachenkenntnisse britischer Studenten noch einmal erheblich verstärkt. Auch an den guten britischen Universitäten ist es heute schwierig, eine Gruppe von Studenten zu finden, mit denen sich französische Quellen oder Texte studieren ließen. Es ist auch an den meisten der guten Universitäten unmöglich, Studenten zu finden, die zumindest vage Lesekenntnisse in Deutsch, Spanisch oder Italienisch hätten. Was im Seminar und auf Leselisten nicht auf Englisch existiert, existiert nicht. Auch auf dem Niveau der Doktorandenausbildung sind jedwede Spuren der Fremdsprachenausbildung verschwun-

den. Die Logik dieser bemerkenswerten und von der Fremdsprachenausbildung vor allem der nordeuropäischen Länder abweichenden Praxis ist bestechend: Wer niemanden außer sich selbst versteht, hat es leichter, sich für einzigartig zu halten.

An diesem Prozess war und ist nichts unvermeidlich. Seit längerer Zeit haben britische Universitäten außerordentlich viele europäische (und nichteuropäische) Historiker eingestellt, so gibt es etwa kaum ein britisches Geschichts-Department ohne deutsche Kollegen. Es gibt zudem eine lebendige und eindrucksvolle Tradition britischer Historiker, die über europäische Geschichte arbeiten. Und so enthält auch die Liste der Unterstützer der »Historians for Britain« die Namen von Historikern, die durch herausragende Arbeiten zur kontinentaleuropäischen Geschichte hervorgetreten sind. Doch von diesen und anderen Schätzen historischer Forschung über Europa ist in das Manifest nichts eingegangen, was geeignet gewesen wäre, Großbritanniens Platz in Europa zu definieren.

Milde und Verflechtung

Die fraglos erstaunlichste und ärgerlichste Auslassung des Manifests ist die wohlwollende Unterschlagung des britischen Empire und der Geschichte des britischen Imperialismus. Für die Fiktion des milden politischen Wesens der Briten ist diese Unterschlagung eine ebenso hilfreiche wie unerlässliche Operation, da Großbritannien über Jahrhunderte einen Großteil der Gewalt *outgesourct* hat. Doch auch die Behauptung, Großbritanniens globale Operationen seit dem 18. Jahrhundert

hätten das Land weniger europäisch gemacht, erscheint überaus kurios.

Haben, in dieser Logik, die französische Herrschaft über Martinique und Neukaledonien, die belgische Herrschaft über den Kongo, die niederländische Kolonialherrschaft in Indonesien, der deutsche Vernichtungskrieg in Deutsch-Südwestafrika oder die bis in die 1970er Jahre geschleppte Kolonialherrschaft Portugals in Angola und Mosambik diese Länder weniger europäisch gemacht? Genau das Gegenteil ist der Fall: Der europäische Imperialismus und seine innereuropäischen Absprachen zur Aufteilung der Welt haben die europäischen Kolonialmächte in eine konfliktreiche und intensive Verbindung gebracht.

Ebenso war der Prozess der Dekolonisation, gekoppelt an erhebliche europäische Gegenwehr, ein gemeinsames Merkmal europäischer Kolonialmächte. Auch das Empire stützte sich auf rassistische Theorien und Praktiken. Jahrhunderte radikaler Ausbeutung menschlicher Ressourcen und Rohstoffe, die Zwangsumsiedlung ganzer Völker, jahrzehntelange Kriege gegen Aufständische und Unabhängigkeitsbewegungen charakterisieren die britische Geschichte nicht weniger als die seiner europäischen Nachbarn.

Massive Gewalt ist in der angeblich von mildem Geist durchwirkten britischen Geschichte also keineswegs unbekannt. So hätten, um drei Beispiele zu nennen, Historiker Irlands, Indiens oder Kenias einige Schwierigkeiten, das milde Wesen Großbritanniens zu entdecken. Für andere Gebiete weißer Siedlungskolonien liegt unterdessen ein eindrucksvolles und schnell wachsendes Literaturkorpus der komparativen Genozidforschung

vor, deren Ergebnisse sich nicht einfach ignorieren lassen.⁶ Zur britischen »Milde« wäre im Übrigen der statistische Hinweis angezeigt, dass Großbritannien zwischen 1945 und 1992 die Liste der am häufigsten Krieg führenden Nationen auf Platz eins anführt – 18 Kriege, damit vor Indien (16) und den Vereinigten Staaten (12).⁷ Erstaunlicherweise haben diese Erkenntnisse und die um sie kreisenden internationalen Debatten wenig Einfluss auf das öffentliche Leben in Großbritannien.

In Frankreich stand das Erbe von Kolonialreich und Dekolonisation seit den 1990er Jahren im Zentrum öffentlicher Debatten, die Erinnerung an die systematische Folter während des Algerien-

6 Vgl. Thoralf Klein/Frank Schumacher (Hrsg.), *Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus*. Hamburger Edition 2006; Michael Burleigh, *Small Wars, Far Away Places. The Genesis of the Modern World 1945–65*. Basingstoke: Macmillan 2013; D. M. Leeson, *Black and Tans. British Police and Auxiliaries in the Irish War of Independence, 1920–1921*. Oxford University Press 2011; David Anderson, *Histories of the Hanged. Britain's Dirty War in Kenya and the End of Empire*. London: Weidenfeld 2005; Caroline Elkins, *Britain's Gulag. The Brutal End of Empire in Kenya*. London: Pimlico 2005; Daniel Branch, *Defeating Mau Mau, Creating Kenya. Counterinsurgency, Civil War, and Decolonization*. Cambridge University Press 2009; Richard Stubbs, *Hearts and Minds in Guerrilla Warfare. The Malayan Emergency 1948–1960*. Oxford University Press 1989; Donald Bloxham/Dirk Moses, *The Oxford Handbook of Genocide Studies*. Oxford University Press 2010.

7 Klaus Jürgen Gantzel/Torsten Schwinghammer, *Die Kriege nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 bis 1992. Daten und Tendenzen*. Münster: Lit 1995.

kriegs und an Frankreichs »Schuld« an der historischen Praxis der Sklaverei. Die in mancher Hinsicht verheerenden britischen Teilungen Indiens, Irlands und Palästinas, britische Aktivitäten im Irak und Iran oder die Dekolonisation in Malaysia und Kenia haben die Öffentlichkeit nicht in vergleichbarer Weise beschäftigt. Die von Regierungsstellen in den 1960er Jahren organisierte systematische Verschleppung beziehungsweise Vernichtung von Kolonialakten, die »die Regierung ihrer Majestät in Verlegenheit bringen könnten«, weil sie Menschenrechtsverletzungen und Brutalitäten der britischen Kolonialherrschaft dokumentieren, sind präzise erforscht, aber kein nationales Thema.⁸ Auch in diesem Fall der Vergangenheitsfälschung wird am Bild des »milden britischen Wesens« gearbeitet.

Die »Historians for Britain« haben fraglos mit ihrem Hinweis Recht, dass Großbritannien nie vom Faschismus erfasst wurde – auch wenn sich Teile seiner Eliten ausgedehnte Flirts mit ihm erlaubten. Es trifft ebenfalls zu, dass der Kommunismus im Vereinigten Königreich eine zu vernachlässigende Größe blieb – wenn gleich einige der begabtesten britischen Historiker der Nachkriegszeit (darunter Eric Hobsbawm, Edward P. Thompson und Christopher Hill) in den 1950er Jahren aus der »Communist Party Historians Group« hervorgingen. Doch nichts davon macht Großbritannien sonderlich »mild«.

Jeder Blick in die moderne Sozial- und Kulturgeschichte verstärkt die Zweifel an britischen Einzigartigkeiten – gleich, welches thematische Feld man wählt. Intellektuelle Bewegungen wie die Aufklärung, die Romantik oder die Moderne waren europäische Phänomene mit unterschiedlichen nationalen und regionalen Ausformungen. Die Strömungen des modernen Tourismus haben Millionen von Briten nach Spanien, Italien, Griechenland und Frankreich gebracht. Die Beatles haben Generationen und Millionen von Europäern auf dem Kontinent beeinflusst, die britische Popkultur ist von James Bond über Monty Python bis David Bowie und Amy Winehouse auf dem Kontinent felsenfest verankert.

Und kurioserweise laufen die Argumente der schärfsten Euroskeptiker ausgerechnet im Fall des mächtigsten Symbols »ununterbrochener« britischer Geschichte auf Grund: bei der königlichen Familie. Nach dem Import von Königen aus Holland, Hannover sowie Sachsen-Coburg und Gotha hatte König George V. – während des Ersten Weltkriegs und als Konzession an die allgemeine antideutsche Stimmung – im Juli 1917 den deutschen Namen der Familie in das britisch klingende »Windsor« geändert. Die engen europäischen Heiratsverbindungen, die das britische Königshaus wie den gesamten europäischen Hochadel charakterisieren, waren damit freilich nicht aus der Welt geschafft.

Natürlich hat Großbritannien seine eigene und besondere Geschichte. Auf dem Tableau des europäischen Nationalismus ist es seit dem frühen 19. Jahrhundert freilich nichts Besonderes, sich für etwas Besonderes zu halten, und Historiker liefern seit jeher die Geschichten dafür. Doch die euroskeptische und nationalistische Versi-

⁸ Vgl. David Anderson, *Mau Mau in the High Court and the »Lost« British Empire Archives. Colonial Conspiracy or Bureaucratic Bungle?* In: *The Journal of Imperial and Commonwealth History*, Nr. 5, 2011.

on dieser Geschichten, die von den »Historians for Britain« geboten wird, steht quer zu den Einsichten der letzten zwanzig Jahre innovativer historischer Forschung. Sie übergeht zudem die Arbeiten von Generationen britischer und nichtbritischer Historiker, in denen Großbritannien, vom Textbuch für Studienanfänger bis zu Spezialstudien über jedes erdenkliche Sujet, wie selbstverständlich als wichtiger Teil Europas begriffen wird, ohne den sich europäische Geschichte weder verstehen noch sinnvoll schreiben und erzählen lässt.

Im Vorfeld des von der konservativen Regierung für 2016 geplanten Referendums

über den Verbleib Großbritanniens in der Europäischen Union wäre das Mindeste, was die Öffentlichkeit von den Fachhistorikern verlangen darf, eine wissenschaftlichen Standards genügende Öffnung des Zeughauses historischer Argumente, um ein nuanciertes Votum für oder gegen den Verbleib zu befördern. Beim Manifest der »Historians for Britain« kann davon keine Rede sein. Der Text ist ein Denkmal intellektueller Unredlichkeit. Er zeugt vom Versuch, historische Wissensbestände für politische Ziele zuzurichten wie auch von der Unfähigkeit, den Blick über die eigenen nationalen Mythen hinaus zu richten.